

Rabbai Empia, 22. Juni 1848

Sehr geehrter Herr!

Ihr freundlicher und interessanter Brief vom 7. April erreichte diesen Ort am 14. desselben Monats zusammen mit einigen weiteren Briefen und Zeitungen. Die Schachtel Kekse, die Sie uns freundlicherweise zur gleichen Zeit schickten, kam umso gelegener, als ich mich zu dieser Zeit auf eine Reise nach Jagga vorbereitete, das fast 3 Grad landeinwärts in WNW-Richtung liegt, und auf welche ich einen guten Vorrat dieser sehr wertvollen Speise mitnahm. Mein lieber Arbeitskollege Dr. Krapf hatte der Regierung von Mombasa unser Ziel mitgeteilt, und diese enthielt sich bei dieser Gelegenheit nicht nur vollständig irgendwelcher Versuche, uns am Vordringen ins Landesinnere zu hindern, sondern gewährte uns sofort alle Unterstützung, die wir erwarten konnten, indem sie dem berühmten Karawanenführer Bana Kheri, den wir zu meinem Führer gewählt hatten, mit ernstesten Worten einschärfte, sich äußerst sorgfältig um mich zu kümmern. – Begleitet von 9 (neun) Männern, von denen 8 als Träger und einer als mein Führer angestellt war, brach ich am Nachmittag des 27. jenes Monats auf und nahm die selbe Route, die ich auf meiner Reise zum Kadiaro-Berg im Teita-Land nahm, bis wir wieder in die Nähe jenes Berges kamen, wo wir unsere Richtung von West-Nordwest zu einem anderen Teil des Teita-Landes hin änderten, welche Boora oder Kilimakibomu (der große Berg) genannt wird, der, wie ich in meinem Bericht an Sie von meiner Reise nach Teita festgestellt hatte, den weitaus größten Teil jenes Landes ausmacht und sich eine Dreitagereise weit von Süd nach Nord erstreckt, und, wie ich jetzt erfuhr, nicht nur aus einem einzelnen Bergmassiv besteht, sondern aus 5 oder 6 parallelen Bergketten, die alle etwa die gleiche Höhe von 4 bis 5000 Fuß haben, wobei verschiedene Gipfel 6000' hoch sind, von denen einer, den ich für den höchsten halte, Verooga genannt wird. Diese Bergketten mit ihren schönen Tälern und Bächen erstrecken sich über eine beachtliche Distanz von Süd nach Nord (oder vielleicht genauer von Südsüdwest nach Nordnordost), nehmen aber nur einen Raum von 20-30 Meilen ein. Nachdem wir tausendfach allen Arten von Dornen unsere Reverenz erwiesen hatten, die über unserem engen und elenden Pfad hingen, der an der einen Stelle vom Regen ausgehöhlt und an anderen mit Gras überwachsen war, das so leicht den Fuß umschlang, dass ich, ebenso wie einer meiner Träger, einmal der Länge nach zu Boden fiel – kamen wir am 3. Mai am Fuß des östlichen Massivs der Boora-Berge nahe dem Dorf Dokhavia an, welches auf der Spitze des Berges lag. Meine Leute verkündeten unsere Ankunft dadurch, dass sie die beiden von ihnen mitgeführten Waffen abfeuerten, während bald eine ansehnliche Zahl von Teitas erschienen, die eine große Menge von Zuckerrohr, Bananen und türkischen Mais zum Verkauf mitführten. Am folgenden Tag stiegen wir etwa eine halbe Stunde den Berg hinauf, bis wir ihre Pflanzungen erreichten, wo uns die Erkrankung eines meiner Träger und das regnerische Wetter zu einem Aufenthalt bis zum 6. d.M. zwangen, wonach wir unsere Reise über drei Ketten der Boora-Berge und die dazwischenliegenden Täler fortsetzten, die allgemein

unter intensiver Bewirtschaftung standen, indem die Eingeborenen in großem Umfang insbesondere Bananen anbauten, daneben türkischen und indischen Mais, einige Bohnenarten und das Zuckerrohr, das sie auch an den Berghängen anpflanzen. Die Wanderung über die Höhen der Boora, die ganze Landschaft ringsum und die frische Luft, die ich atmen durfte, weckten in meinem Geist die angenehmsten Erinnerungen an Teile meines eigenen Heimatlandes ebenso wie an die Schweiz in der Umgebung von Basel (das Jura-Gebirge). Nach der Natur des Landes zu urteilen, kann das Klima nicht sehr gesund sein. Nachdem wir in das dritte Tal abgestiegen waren, machten wir nochmals für mehrere Tage Halt in der Nähe des Dorfes Mesagnombe, und der Häuptling Maina, in dem ich im Unterschied zum Häuptling von Dohavia einen sehr nachdenklichen und verständigen Mann antraf, dem ich nicht nur das große Ziel unserer Reise, sondern auch die wichtigsten Wahrheiten der Bibel erläutern konnte, die ich ihnen stets zeigte, wenn ich nach dem Zweck meiner Reise gefragt wurde, wobei ich ihnen sagte, dass dieses Buch das Wort Gottes enthalte, das nach seinem Willen jedem Volk verkündet werden solle, weswegen wir mit den Wanika vereinbart hatten, dies Buch in ihrer Sprache aufzuschreiben und ihnen zu ermöglichen, es selbst zu lesen und zu verstehen zu ihrem jetzigen und ewigen Heil – dass unsere Vorfäter in Umständen ähnlich den ihren gelebt haben, dass aber vermittels dieses Buches diese nicht nur ein bleibendes Wissen vom Willen Gottes erlangt, sondern auch in leiblichen Dingen Aufklärung erfahren haben dergestalt, dass sie befähigt worden seien, viele nützliche Gegenstände herzustellen, die ihnen in ihrem heidnischen Zustand völlig fremd gewesen – dass ich also gekommen sei, sie zu fragen, ob sie willens seien, dem Beispiel unserer Vorfäter zu folgen und Lehrer bei sich aufzunehmen, wie die Wanika uns aufgenommen hatten, und uns erlauben würden, bei ihnen zu leben, um sie zu unterweisen. Nachdem sie soviel vom Zweck meiner Reise gehört hatten, waren sie zufriedengestellt und begannen, großes Vertrauen in mich zu setzen, so dass wenig Notwendigkeit bestand, ihnen weiter von meinen guten Absichten und meinem Desinteresse zu sprechen, nach Gold und Silber zu suchen oder Handel zu treiben, oder lediglich das Land zu besichtigen. Dies Wohlwollen mir gegenüber zeigte sich am besten daran, dass sie mir ihr ernsthaftes Interesse bekundeten, bei ihnen zu bleiben und sie im Worte Gottes zu unterweisen. Die Zustimmung zu meiner Bitte erhielt ich von König Masaki in Jagga in noch entschiedenerer Weise als von den Häuptlingen von Teita, wie es der Natur eines königlichen Willens im Vergleich zu dem bloßer Häuptlinge entsprechen mag.

Am Nachmittag des 9. Mai brachen wir wieder auf, um unsere Reise nach Jagga fortzusetzen, und erreichten gegen Sonnenuntergang den kleinen Fluss Gnaro, der in sich alle die kleinen Flösschen der Boora-Berge versammelt und in der Nähe von Wasseen unter dem Namen Voomba (wenn ich richtig informiert bin) ins Meer mündet. Dort war es, dass mich mein Führer mit großem Erstaunen ansah ob der großen Veränderungen, die in jener Gegend eingetreten waren – erinnerte er sich doch, dass vor noch nicht langer Zeit die Karawanen 500 Feuerwaffen zu ihrem Schutz bei sich führen mussten - wobei wir nur zwei dabei hatten und ich mit nichts bewaffnet war außer meinem Regenschirm -, während

nun schon vor ein paar Jahren die berüchtigten Waquafi vollständig hinter ihre ursprünglichen Grenzen zurückgeworfen waren, in ein Land namens Kaftei nördlich von Jagga. Die Zahl der Waffen, die derzeit die Karawanen auf dem Weg nach Jagga mitzuführen für nötig halten, ist auf zwischen 10 und 20 zurückgegangen. 10 hatte auch mein Führer für unsere kleine Karawane für erforderlich gehalten, doch wir sagten ihm, dass aus dem Zweck, aus dem wir nach Jagga reisten, wir gehalten seien, allein ihm zu vertrauen, dessen Königreich wir in jenen Gebieten aufzurichten gedachten.

Der einzige Fußweg, der Teita mit Jagga verbindet, ist derjenige über Dafeta, den aber mein Führer nicht nehmen mochte, weil er mit dem König jenes Landes nicht auf gutem Fuß stand, weswegen ich genötigt war, drei liebe lange Tage ohne irgendeinen gebahnten Weg durch die sich zwischen dem Teita-Land im Osten und den Jagga-Bergen im Westen erstreckende Wildnis zu wandern, welcher Umstand meine Reise umso beschwerlicher gestaltete, weniger aufgrund der Dornen, welche in dieser Wildnis längst nicht so häufig wie in jener östlich Teita auftreten, als vielmehr wegen des Grases, das an vielen Stellen voller Kletten und Stacheln war, welche meine Füße bis zu den Knien äußerst schrecklich malträtierten. Vom Gnaro, wo zu Beginn der Nacht einige Hyänen ganz in unserer Nähe ihre klagenden Stimmen erhoben hatten, setzten wir bei Sonnenaufgang des nächsten Tages unsere Reise fort, und da meine Leute wussten, dass in der Wüste über zwei Tage kein Wasser zu finden sein werde, reisten wir in großer Eile, um mit dem Wasservorrat auszukommen, wie er als für diesen Zeitraum ausreichend berechnet war. Im Laufe des Vormittages erreichten wir eine Stelle, an der die Teitas viele große Gruben zum Fang von Elefanten und anderen Tieren gegraben hatten. Je mehr wir in die Wüste vordrangen, desto mehr beobachteten wir das Abnehmen der schlichten, ihre östlichen Teile bedeckenden Vegetation, wodurch die Wüste mehr und mehr ein sehr ödes Aussehen erhielt, das aber durch eine größere Zahl aller Arten von Tieren an Abwechslungsreichtum gewann. Die ersten, die wir sahen, waren große Herden von Giraffen und Zebras. Am Nachmittag erblickten wir auch ein Rhinoceros in einer Entfernung, die es ihm kaum erlaubte, uns gefährlich zu werden. Am 11. Mai konnten wir bereits gut die Vorberge von Jagga erkennen. Gegen 10 Uhr beobachtete ich, dass einer der Gipfel mit etwas bemerkenswert Weißem bedeckt war, was ich zunächst für eine sehr weiße Wolke hielt, doch um sicher zu gehen, dass ich mit meiner Meinung recht hatte, fragte ich meinen Führer, ob das weiße Ding auf dem Berggipfel tatsächlich eine Wolke sei, was er zunächst bejahte – ich weiß nicht, ob er das tat, weil in diesem Augenblick tatsächlich eine weiße Wolke einen Teil des Berges bedeckte, oder weil er die Wahrheit vor mir verbergen wollte -. Nach einigen Schritten war ich noch mehr von der äußersten Weiße des fraglichen Objekts beeindruckt und fragte erneut meinen Führer um seine Meinung, doch während ich noch mit ihm sprach und seine Antwort hörte, dass dort eine Wolke sei, aber er nicht wisse, was das Weiße sei – empfand ich das große Vergnügen, einen in Europa wohlbekannten Gast zu erkennen – Schnee genannt. All die seltsamen Geschichten, die wir in diesen Gebieten betreffend den großen Silber-Berg Kilimandsharo in Jagga

gehört hatten, ergaben jetzt auf einmal einen Sinn für mich. Ich erklärte meinen Leuten umgehend, dass Silber dieser Art in meinem eigenen Land jedes Jahr in großer Menge vom Himmel fiel, doch dass es von so vergänglicher Natur sei, dass ein heißer Tag es in Wasser verwandeln würde, es auf hohen Bergen wie dem Kilimandsharo aber das ganze Jahr hindurch zu sehen sei – wobei es schien, dass sie meinem Wort nicht sofort trauen wollten. Kurz darauf hielten wir, um ein wenig zu rasten, wobei es sich ergab, dass ich in der Abfolge, in der ich die Psalmen Davids las, beim 111. angelangt war, welcher im Anblick des mit ewigem Schnee bedeckten Berges meinen Gefühlen den allerbesten Ausdruck gab. Mittags sahen meine Leute wiederum einige Rhinocerosse, jedoch auf solche Entfernung, dass ich in meiner extremen Kurzsichtigkeit sie nicht entdecken konnte. Bald danach sahen wir einige Elefanten mit ihren Jungen ganz in unserer Nähe. Mein Führer feuerte sein Gewehr ab, um sie zu verscheuchen, allerdings recht unnötigerweise, da sie, noch bevor der Schuss fiel, respektvoll, wenn auch gemächlich, ihrer Wege gezogen waren. Auf unserem Weg am Nachmittag beobachtete ich, dass sich die Wüste sehr nach Westen neigte, während wir fast auf allen Seiten von sehr großen und hohen Bergen umgeben waren – im Osten Teita, westlich Jagga, nördlich Kikumbulu (die südliche Begrenzung von Ukambani), im Südwesten Ugono. Wenn wir auch an diesem Tag nicht wie erwartet den Fluss Lomi erreichten, waren wir doch am Abend wohl mit Wasser versehen, das wir in der Höhlung eines großen Felsens fanden. Am Morgen des 12. Mai passierten wir den Lomi-Fluss, der dort, wo wir ihn überquerten, nach Süden floss und etwa 10 Fuß breit und 1 Fuß tief war. Mein Führer behauptete mit Gewissheit, dass er in den Panyani münde, da er selbst seinem Lauf bis zur der Stelle gefolgt sei, an der er sich in jenen Fluss ergoss; in welchem Land er entspringe, konnte er mir allerdings nicht sagen. Nach allem, was ich sah, habe ich keinen Anlass, seinen Bericht anzuzweifeln. Am Abend querten wir einen weiteren Fluss namens Gona, der mir 3 bis 4 mal so groß erschien wie der Lomi, und der offensichtlich seine Quelle im großen Schnee-Berg Kilimandsharo hat und sich mit dem Lomi nach einem sehr kurzen eigenen Lauf vereint. In jenem Fluss (Gona), an dem ich nahezu am Ende meiner Reise war, nahm ich ein erfrischendes Bad.

Am Vormittag des 13. Mai kamen wir endlich in Kilema an, einem der kleinen Königreiche von Jagga. Vom Fluss aus, an dessen Ufer wir geschlafen hatten, führte unser Weg zunächst durch dichten Dschungel und dann über 2 Gräben, die das ganze Königreich überall dort umgeben, wo das Land nicht vom Fluss Goma auf der einen Seite begrenzt ist, und durch einen tiefen Bach auf der anderen. Beide Gräben waren etwa 8 Fuß tief und etwa 10 breit. Die Brücke über den ersten bestand aus einem einzelnen schmalen Pfahl, was mich zwang, meine Schuhe auszuziehen, um ihn sicher zu überqueren. Der Zwischenraum zwischen dem ersten und dem zweiten Graben war Weideland und vollkommen frei von Gehölz (seine Breite betrug etwa den dritten Teil einer Meile). Bevor ich den letzteren überschritt, dessen Brücke etwas besser war als die des ersten, musste ich auf meinen Händen und Füßen durch ein Tor von etwa 4 Fuß Dicke kriechen. Nachdem ich auch diese Brücke passiert hatte, was ich auf Händen und Füßen

wie ein Tier bewerkstelligte, fand ich mich in Gegenwart des Königs Masaki und seiner Minister, denen meine Ankunft zuvor gemeldet worden war. Beim Händeschütteln mit dem König und einigen anderen großen Herren musste ich, der Landessitte folgend, zunächst etwas Gras mit der Hand ergreifen, was die anderen ebenfalls schon getan hatten. Hiernach wurde mir ein Schaf dargeboten, welches mein Führer sofort schlachtete, damit ich vom König das Freundschaftszeichen bekäme, nämlich ein kleines, aus der Stirn des Tieres geschnittenes Stück Fell, das an den Mittelfinger meiner rechten Hand gesteckt wurde. Nachdem dies geschehen war, bedeutete mir mein Führer, dass ich jetzt der Sohn von Masaki sei. Nachdem ich in eine kleine Hütte geführt worden war, übergab ich dem König ein Geschenk im Wert von etwa 10 oder 12 Dollar in einem kleinen Kasten, dessen kleines Schloss dem König mehr Freude zu bereiten schien als andere Gegenstände von wesentlich höherem Wert. Eine Gabel, die ich ihm zusammen mit einem Messer geschenkt hatte, hatte er ein paar Tage später – als wir ihm einen Besuch abstatteten – in sein Haar gesteckt! Nach Allem, was ich sah, war ich überzeugt, dass der junge König von meinem Besuch sehr angetan war. Bezüglich des großen Ziels meiner Reise, nämlich den Weg für die Errichtung von Missionen im Landesinneren zu bereiten, wurde mir bedeutet, dass ich in kein anderes Land gehen, sondern bei ihm bleiben sollte, um sein Volk im Worte Gottes zu unterweisen, so wie es in dem Buche enthalten sei, dass ich ihm gezeigt hatte. – Masaki ist etwa 24 Jahre alt. Seine Gesichtszüge sprechen von einer hoher Intelligenz und sanftmütigem Wesen; wie alle anderen Könige von Jagga (in meinem Tagebuch habe ich die Namen von 15, dies dürften fast alle sein) hat er absolute Macht, ist jedoch von einem Rat umgeben. Der größte von Ihnen indessen ist Mamkinga in Madshame, der Sohn des früheren Rungua, der anscheinend ein großer Despot gewesen ist. Eines Tages bestieg ich einen Berg von etwa 2000 Fuß Höhe, von dem aus ich einen Blick über das ganze kleine Königreich von Kilema hatte, das allerdings nicht das kleinste von ganz Jagga ist, welches selbst schließlich auch kein sehr großes Land ist (seine größte Ausdehnung scheint nur drei Tagereisen zu messen), dessen westliche Seite gleichzeitig völlig unbewohnt zu sein scheint, höchstwahrscheinlich deshalb, weil die Sonne wegen des hochaufragenden Schnee-Berges hier zu recht später Stunde aufgehen dürfte. Aus der Ausdehnung des kleinen Königreichs von Kilema zu schließen, dürfte seine Einwohnerzahl kaum 3000 übersteigen, und die Einwohnerzahl von ganz Jagga wird somit etwa die gleiche sein wie die von Teita (70000). Alle männlichen Einwohner von Jagga sind Wasoro (in der Jagga-Sprache), was gleichzeitig einen Sklaven und einen Krieger bezeichnet. Während nicht nur die gesamten häuslichen Verrichtungen, sondern auch der Feldbau vollständig den Frauen überlassen ist, sind die Wasoro, immer mit dem Speer in der Hand (einige tragen auch Schilde, die vortrefflich aus Büffelfell gearbeitet sind), vorwiegend in Diensten des Königs und des Landes beschäftigt, z.B. im Wachdienst bei den verschiedenen königlichen Hütten (die sich nicht sonderlich von denen seiner Untertanen unterscheiden), beim Ausheben und der Unterhaltung der Gräben, und der Errichtung von Wasserleitungen in allen Teilen des Königreiches, wo immer es ihnen möglich erscheint. Neben diesen öffentlichen Aufgaben widmen sich die Wasoro auch der Herstellung nicht nur

von Kriegsgerät, sondern auch solchem für friedliche Zwecke, wie Hacken, Beile, Messer, verschiedene Arten von hölzernen Gefäßen, und schön aus Leder angefertigten Schnupftabaksdosen, und so legen Männer ebenso wie Frauen (die mit Perlenstickereien einen guten Anfang gemacht haben) einen großen Sinn für Gewerbe und Kunst an den Tag, was auch durch die Freude zum Ausdruck kam, mit der sie sich nach allen Dingen erkundigten, welche sie bei mir sahen. Auch stellten sie mir einige Fragen geographischer und völkerkundlicher Natur, so z.B. ob ich den Ort kannte, an dem die Sonne auf- und untergehe – ob es wahr sei, dass die Leute in meinem Land so groß seien, dass sie die Sonne ergreifen könnten (solche kleinen Märchen erfahren sie von den verlogenen Suaheli, die auch dem Häuptling Mainna in Teita bei einem kürzlichen Besuch an der Küste erzählt hatten, dass die Europäer Kannibalen seien!). Viel wollten sie auch über Hexerei wissen – ich wurde gefragt, ob ich nicht den Regen fallen lassen oder dies verhindern könne – ob ich nicht den Löwen veranlassen könnte, die Männer von Marango und Mamba zu töten (angrenzende, mit Masaki verfeindete Länder). Was den Regen betrifft, so antwortete ich ihnen, dass dies gänzlich in Gottes Hand liege, weswegen jeder, der behauptete, den Regen durch Hexerei verursachen oder verhindern zu können, ein großer Lügner und Betrüger sei, der Gott seiner Ehre beraube, und bezüglich des Löwen erklärte ich ihnen, dass es die Pflicht des Königs sei, sein Volk vor dem Feind zu schützen, wobei er gleichermaßen auch Gedanken des Friedens und der Liebe ihm als seinem Nachbarn gegenüber hegen solle. Darin, dass ich „uganga“ (Hexerei) zu Betrug erklärte, erhielt ich stets Beistand von meinem Führer Bana Khai, wobei ich nicht weiß, ob er aus eigener Überzeugung handelte oder nur, um mir einen Gefallen zu tun. Wir hatten mit ihm als Bedingung ausgemacht, dass er sich als mein Führer nach Jagga gänzlich aller Arten von uganga enthalten sollte, und da durch die Gnade Gottes unsere kleine Karawane für jeden mit sicherer Heimkehr geendet hatte und wir an allen Orten standhaft Zeugnis abgelegt hatten gegen jenes Werk der Finsternis, habe ich viel Grund zu der Annahme, dass ihre Gebräuchlichkeit im Bewusstsein Mancher eine gewisse Erschütterung erfuhr.

Am 25. Mai bestieg ich mit meinem Führer mit spezieller Erlaubnis von Masaki den oben erwähnten Berg (2000 Fuß hoch), wo sich meinen Augen ein sehr ausgedehnter Blick über eine Ozean-ähnliche Ebene bot, die sich in südlicher, südöstlicher und östlicher Richtung über jeweils mindestens 200 Meilen erstreckte, den wir konnten im Südosten (ohne Nutzung eines Teleskops, da ich keines bei mir hatte außer einem sehr kleinen von einigen Zoll Länge, das ich dem König gab, und auch sonst mit keinerlei geographischen Instrumenten ausgestattet war) gut den großen Berg Yombo oder Jombo in der Umgebung von Wasseen ausmachen, von dem, wie mich mein Führer informierte, Sie auch die Insel Sansibar sehen können (welch ein bemerkenswerter Umstand für die Geographie!). Nach Süden sahen wir in etwa der gleichen Entfernung wie Jombo einen Berg, dessen Namen mein Führer zwar nicht kannte, aber von dem er mir berichtete, dass dort ebenso wie in Jagga Spuren der Portugiesen zu finden seien in Form der Ruinen eines großen Schlosses. In Jagga hatte mein Führer auf seinem Weg von Kilema nach Userit (nicht ganz eine Zweitagerreise nordwestlich

von Jagga) mit eigenen Augen eine Art Brustwehr für Kanonen gesehen. Die Überlieferung dieser einst in dieser Gegend so mächtigen Nation kann man noch vom Volk des Königreichs Maishame hören, die die Ureinwohner von Jagga sind. Im Osten zeigten sich unseren Augen die Kadiaro und Boora in ihrer ganzen Pracht, nach Westen hin wären unsere Augen vom Anblick des schneebedeckten Kilimandsharo erfreut worden, wenn er nicht (wie gewöhnlich) in dicke Wolken gehüllt gewesen wäre. (Die Eingeborenen haben natürlich keinen Namen für Schnee, da er in ihrem Bereich niemals fällt, und die Versuche, welche sie unternommen hatten, um sich der Natur dieses fremden Gastes zu vergewissern – mit großem Verlust an Menschenleben, da sie nicht gegen Kälte geschützt waren – reichten nicht aus, um seine Bezeichnung festzulegen.) Nach Südwesten sahen wir in einer Entfernung von etwa einer Dreitagesreise einige Hügel, die wie untergegangene Trümmer aussahen und so vom Zustand ihrer armen Bewohner, der Wandoboro, Zeugnis gaben, ein Name, der Verachtung ausdrückt, zumal alle Völker ringsum jede Gelegenheit wahrnehmen, sie zu berauben und womöglich auch zu versklaven. Doch die Kirche Christi wird es ihnen mit dem Evangelium der Liebe und Gnade vergelten. Die unserem Blick am nächsten gelegenen Länder (eine Tagesreise nach Südosten) bestanden aus den großen Bergmassiven (5 bis 6000 Fuß Höhe) Ugono & Usanga, von deren letzterem ich jedoch nur wenig sehen konnte, da es hinter dem Ugono lag, d.h. weiter nach Südosten. Am Ugono, wo, wie man mir sagte, die gleichen Herrschaftsformen anzutreffen sind wie in Jagga, wird, ebenso wie in Jagga, viel Eisen gefunden. (Der Blick nach Usambara – Ostsüdost – war höchstwahrscheinlich durch die großen Ugono-Berge verstellt, die sich über etwa 40 bis 50 Meilen von Südosten nach Südwesten erstrecken.) Östlich von Ugono sahen wir noch den Berg Kisungu, zwischen welchem und der Kadiaro im Osten noch Pare zu erwähnen ist, ein kleines aber bergiges Land, welches ich zuvor von verschiedenen Stellen im Verlauf unserer Reise gesehen hatte. Am Fuße von Ugono und Kisungu sah ich den großen See Ibe (Eebe), in der Kiquafi-Sprache auch Aciaro genannt, der sich mit einem Winkel nach Süden etwa 50 bis 60 Meilen von Ost nach West erstreckt und somit, wenn er schiffbar gemacht würde, die Mühen einer Reise nach Jagga oder Ugono beträchtlich verringern würde. Angeblich ist der See voll von Krokodilen und Flusspferden. Am Nordrand des Sees liegt das Land Dafita, dessen Einwohner, wie fast alle der umgebenden Länder, intensiven Handelsverkehr mit Jagga unterhalten. Das einzige feindselige Volk auf der großen Ebene, die sich zwischen den oben erwähnten Bergen erstreckt, waren die Waquafi, ein Nomadenvolk, welches auch viele Kämpfe mit den Gallas im Nordwesten ausgefochten hat. Ein Stamm dieses Volkes, Masai genannt, befindet sich noch in der Umgebung von Jagga und scheint eine feindselige Einstellung zu hegen.

Was die Sklaverei angeht, so hat diese auch einigen Ursprung in Jagga in Gestalt der Feindseligkeiten, welche gelegentlich zwischen den vielen kleinen Despoten ausbrechen, die die Kriegsgefangenen an die Suahelis verkaufen, insbesondere Frauen – wie mir mein Führer exklusiv mitteilte – da sie es für förderlich halten, die Zahl ihrer Wasoro durch die Kriegsgefangenen zu vergrößern, indem sie sie

dadurch bewegen, bei ihrem neuen Mangi (König) zu bleiben, dass sie ihnen mehr Ehre erweisen als ihren eigenen Volkssoldaten.

Am 29. Mai brach ich wieder zur Küste auf, nachdem ich 17 Tage in Jagga verbracht hatte, da die zahlreichen Wunden an meinen Füßen mich die größte Zeit an meine Hütte gefesselt hatten und auch der König mich nicht vorher abreisen lassen wollte. Zur Boora nahmen wir den gleichen Weg durch die Wildnis, wiederum ohne gebahnten Pfad reisend, doch von dort aus gingen wir zur Kadiaro auf einem anderen Weg, der weitgehend vom auf der Hinreise genommenen abwich und auch etwas besser war. Bestrebt, auch von der Kadiaro zur Küste eine andere Route zu nehmen (diejenige von Endunguni nach Rabbai hatte ich inzwischen dreimal beschritten), ging ich nach Shimba, eine Tagereise südlich von Rabbai, und erreichte Mombas sicher am Nachmittag des 11. Juni, sehr erschöpft – da ich den ganzen Weg zu Fuß gegangen war – aber bei guter Gesundheit. Am folgenden Tag kam mein lieber Mitbruder Dr. Krapf von Rabbai nach Mombas herunter - nachdem er über meine Reiseroute durch einen Brief informiert worden war, den ich ihm aus der Kadiaro geschrieben und durch einen meiner Wanika-Träger hatte zustellen lassen – und wir freuten uns über das Wiedersehen. Am 14. gingen wir zusammen nach Rabbai, das mir zur Erfrischung wesentlich besser geeignet erschien als Mombas. Doch befielen mich alsbald Fuss- und Kopfschmerzen als Folge der erlittenen Erschöpfung, und diese sind auch jetzt noch (27. Juni) nicht ganz abgeklungen.

Was die Gesellschaften anbetrifft, von denen Sie in Ihrem Brief schreiben, so werden sie in diesen Ländern mit keinen größeren Schwierigkeiten als dem schlechten Lohnniveau rechnen müssen, gefolgt von der Bettlerhaftigkeit der vielen Häuptlinge und Könige, doch wenn sie ihr Vorgehen nach den Grundsätzen ausrichten, die Sie in Ihrem freundlichen Schreiben erwähnt haben, so mag etwas Hoffnung auf ihren Erfolg gerechtfertigt sein.

Wir senden Ihnen unseren wärmsten Dank für die großzügige Unterstützung , die Sie uns immer wieder zu Teil werden lassen, ganz besonders auch für die Kekse und Suppennudeln, die Sie uns kürzlich zukommen ließen und wir empfehlen uns auch weiterhin ihrem Gedenken in dieser Beziehung.

Wir verbleiben, werter Herr, mit großem Respekt und Glauben

J. Rebmann